**Zeitschrift:** Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau

**Herausgeber:** Historische Gesellschaft des Kantons Aargau

**Band:** 99 (1987)

**Artikel:** Der Einfluss von Zschokkes Schriften auf Heinrich Fischer

**Autor:** Baumer-Müller, Verena

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-5502

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

**Download PDF:** 04.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Der Einfluss von Zschokkes Schriften auf Heinrich Fischer

*von Verena Baumer-Müller*

Zschokke hat sich in seiner "Selbstschau"[1] sehr positiv über Fischer geäussert, war ihm also gewogen. A. Büchi bemerkt in seinem Aufsatz über H. Fischer[2]: "Neben politischen Enttäuschungen scheint ihm die Lektüre von Zschokke's Schriften, vielleicht unter Einwirkung Troxlers, das geistige Gleichgewicht geraubt zu haben, so dass er eigentliche religiöse Krisen durchmachte, ... von allen glaubte er sich unverstanden, betrogen..."

Ich habe nur zwei Erzählungen aus Zschokkes umfangreichem Werk, das H. Fischer sicher zum grössten Teil bekannt war, beigezogen. Bei ihnen ist ein direkter Einfluss, wie es nun gezeigt wird, nicht von der Hand zu weisen.

Es sind dies "Der Freihof von Aarau"[3] und "Addrich im Moos"[4], in Buchform 1825 bzw. 1826 erschienen. Beide Erzählungen waren aber schon vorher in den "Erheiterungen", einer von Zschokke redigierten Monats-Schrift (1811–1827), veröffentlicht worden. Fischer hat Zschokke sicher von den Versammlungen der Helvetischen Gesellschaft her gekannt, aber wohl kaum persönlichen Umgang mit ihm gepflogen, da Zschokke in der oben erwähnten "Selbstschau" bekennt, "die verschiedenen Anführer der Insurrektion (man muss wohl ergänzen: "zum Zeitpunkt des Aufstandes", V.B.) nicht einmal gekannt, noch weniger in Verkehr mit ihnen gewesen zu sein".

Zschokke hatte schon seit 1815 dem Grossen Rat angehört und bekleidete viele öffentliche Ämter. 1829 kam es wegen der Pressefreiheit zu einem Bruch mit der Regierung; mit Ausnahme des Grossrats-Mandates legte Zschokke alle öffentlichen Ämter nieder. 1830, bei der Verfassungsänderung, machte er im Sturm auf Aarau nicht mit, da er Gewaltanwendung nicht verantworten konnte.

Ein Brief von Fischer an Zschokke, datiert vom 20. Dez. 1830[5], beweist respektvolle Distanz und nicht freundschaftlichen Umgang:

"Mein verehrtester Herr Oberforstrat und Bergwerks-Inspektor Zschokke! Es geht mich heute die Lust an, auch einmal etwas in den Schweizerboten einrücken zu lassen. Ich weiss gar wohl, dass es mir nicht am rechten Rath mangelt, aber das weiss ich auch wohl, dass mir die Kräften mangeln, etwas solch auszuarbeiten.

Ich kenne aber auch, wie ich glaube, Ihr Wille, welcher nur überall das Wohl und der Nutzen des Volkes bezweckt: Ich weiss auch, dass Sie bereits meine Persohn so kennen, weswegen ich Ihnen auch soviel wie kindliches Zutrauen schenke, daher mich unterstehe, Sie zu bitten, das Ihnen hiermit übersandte, In sovern Sie es der Bekanntmachung würdig finden, wie nöthig zu verbessern, und mein Name äusserst im Nothfall zu nennen.

Nun wünscht Ihnen gute Gesundheit, und alles Glück, so sie verlangen können zum Neujahr der Einsender

Heinrich Fischer Schwanenwirth."

Am 3. Januar 1831, bei der Konstituierung des Verfassungsrates, wurde bekanntlich Heinrich Fischer zum Präsidenten, Zschokke zum Vizepräsidenten gewählt. Zschokke empfand dies, wie es Schaffroth nach Analyse eines Briefes von Zschokke an Bonstetten ausführt, "unter seiner Würde, dass ihm Fischer, der ihm an Bildung, an parlamentarischem Können und an Sachkenntnis nachstand, vorgezogen wurde"[6]. Zschokke verhielt sich dann aber in den Verhandlungen des Verfassungsrates Fischer gegenüber als sehr loyal und übernahm, laut Schaffroth, "selbstlos immer dann das Präsidium, wenn die Debatte über einen bestimmten Verhandlungsgegenstand Sachkenntnis vom Diskussionsleiter verlangte". Aber schon am 21. Februar 1831 gab Zschokke seine Demission aus dem Verfassungsrat bekannt, da § 9 der neuen Verfassung[7] mit 65 gegen 57 Stimmen gutgeheissen worden war. In den neuen Grossen Rat liess sich Zschokke wieder wählen und war dann, vom Sommer 1831 bis zu Fischers Rücktritt im Mai 1836, Ratskollege von Fischer.

So wie sich Toxler von der radikalen Strömung distanzierte, als er am 6. Juni 1834 mit Heinrich Fischer zusammen die bekannte Verwahrung gegen die Badener Beschlüsse unterzeichnete, so vertrat auch Zschokke eine mittlere Lösung, als im November 1835 ein Dekretsentwurf die staatliche Administration von Muri, Wettingen und vier Frauenklöstern vorsah[8]. Zschokke unterlag mit seinem Antrag gegen die Radikalen und meldete sich von da an nur noch selten zum Wort. Bei der entscheidenden Abstimmung von 1841 entschied er sich dann aber doch für den Staat und gegen die Klöster[9].

Aus einem Zeitungsbericht vom 28. Dezember 1830 wissen wir, dass Heinrich Fischer "Addrich im Moos" auf dem Zug nach Aarau bei sich hatte[10]. In der Hauptgestalt dieses Romans dürfte Heinrich Fischer sich gewissermassen selbst erkannt haben, obwohl Fischer damals, 1830, von dem düsteren Geschick und dem tragischen Ende des Addrich noch weit entfernt war. Was Fischer anno 1830 an dem Roman so faszinierte, dass er das Buch sogar auf den Feldzug mitnahm, war wohl nicht nur

die Erkenntnis, sich in einer ähnlichen Lage zu befinden wie der Romanheld in bezug auf die äussere Situation: Aufstand des Landvolkes gegen die Stadt – Erkämpfung von Volksrechten –, sondern auch eine dunkle Ahnung, es könne ihm, dem Anführer des Volks-Sturmes, ähnlich ergehen wie Addrich, dem Rädelsführer der aufständischen Aargauer im Bauernkrieg von 1653. Die Erinnerung an den Bauernkrieg war im Freiamt sehr lebendig geblieben! [11]

Man könnte sich vorstellen, dass Fischer diesen Roman quasi als "Lehrbuch" benützte, denn Zschokke hat auf die "Nebenwirkungen" einer Aktion, die Gewalt anwendet, sehr eingehend hingewiesen: Roheiten gegenüber der Bevölkerung, Ausschreitungen jeder Art einer unkontrollierten und ungeordneten Masse. – In unserem Roman weist der junge Fabian immer wieder auf diese Gefahren hin, so z.B. auf Seite 122, wo er – nach Addrichs Aufzählungen der Ungerechtigkeiten zwischen Stadt und Land – auf dessen Frage, ob dies nun gerecht sei, antwortet: "Nein, Addrich, aber von der anderen Seite ist's wohl eben so ungerecht, ... wenn man wegen einiger ungerechter Schritte der Obrigkeit tausendmal falschere macht, welche Land und Leute auf ein Jahrhundert zugrunde richten."

Fabian fordert Addrich auf, die Leute in seinem Volkshaufen genau anzusehen: "... Kerls, denen man sonst in guter Gesellschaft das ungewaschene Maul verbot, führen jetzt das grosse Wort. Und was wollen sie gewinnen? Meinst du, öffentliche Wohlfahrt? Nein, wahrhaftig nicht. Ihre leeren Säcke, Zainen und Körbe sind schon hervorgeholt, um Geld und Waren der geplünderten Stadtleute heimzutragen... Leute, wie du und deinesgleichen, müssen nur Deckel ihrer Räuberei sein ... Meinst du, Hochmut, Ehrsucht, Habgier mache das Patrizierregiment verhasst? Meinethalben, es sei. Aber die es stürzen wollen, zeigen wenig Uneigennützigkeit, Demut und Milde." Doch Addrich lässt sich von seiner Sendung nicht abbringen, er will das Volk zur Freiheit führen, auch wenn das sein eigener Untergang sein sollte: "Ich muss untergehen, oder das Edlere muss auferstehen" (S. 129).

Mit seinem einmal gefassten Entschluss, für die Gerechtigkeit einen gefährlichen Einsatz zu wagen und dafür mit Leben und Gut einzustehen, hat Zschokkes Held Heinrich Fischer möglicherweise als Vorbild gedient.

Wir kennen Fischers Ausspruch, als er sich an die Spitze des Freiämtersturms stellte: "Von zweien bleibt mir nur eines übrig, entweder, dass mein Kopf unter dem Schwert des Scharfrichters fällt, oder dass ich denselben im Felde der Ehre verliere." [12]

Es ist nicht auszuschliessen, dass General Fischers straffe Führung während des Volksaufstandes, die jede Ausschreitung vermied, seine strenge Manneszucht, die auch die Gegner lobend anerkennen mussten, auf die direkte Beeinflussung durch die Lektüre von Zschokkes "Addrich" zurückzuführen ist.

Die Parallele zwischen den beiden aargauischen Volksführern (auch Fischer ist, wie Addrich, "einer der reichsten Bauern in der Gegend") erschöpft sich für die Zeit von 1830 in der rein äusseren, gesellschaftlich-politischen Situation.

Eine wiederholte Lektüre dieses Romans mag aber bewirkt haben, dass H. Fischer gegen Ende seines Lebens immer grössere Ähnlichkeiten mit Zschokkes Romanhelden aufweist. Wenn um 1830 mit Ausnahme der politischen "Situationsähnlichkeit" noch grosse Verschiedenheiten zu beachten sind, im Alter, im Charakter, im familiären und gesellschaftlichen Umfeld, so wird Fischer nach dem Abtreten von der politischen Bühne seinem Vorbild in allen Lebensbereichen immer ähnlicher, so dass manches, was Zschokke von Addrich sagt, auch für Fischer gelten könnte. Es ist, wie wenn Zschokke in seinem "Addrich" Fischers künftiges Schicksal vorgezeichnet hätte. Sogar das Lebensende der Romanfigur zeigt eine fast erschreckende Ähnlichkeit mit Heinrich Fischers Verschwinden im Jahr 1861.

Betrachten wir kurz zuerst die Verschiedenheiten und dann die zunehmenden Ähnlichkeiten von Addrich und H. Fischer. Zur Zeit des Aufstandes im Bauernkrieg ist Addrich schon in vorgerücktem Alter, er ist hässlich von Angesicht, in seiner Umgebung unbeliebt, ja gemieden. Das Schicksal hat ihm hart zugesetzt, und deswegen ist er zerfallen mit sich und seiner Umwelt. Seine Tragik besteht darin, dass er grosse Ideale hat, sie nicht verwirklichen kann und zum Menschenverächter wird. Weil er sich ganz für seine Ideale eingesetzt hat, zerbricht er am Unverständnis seiner Mitmenschen, am Misserfolg seiner "Sendung".

H. Fischer ist zur Zeit des Aufstandes ein stattlicher Mann in der Blüte seiner Jahre. Er ist allgemein beliebt, sonst würde man ihn nicht "Vater Fischer" nennen und sein "gutes, biederes Herz" loben, wie es der "Schweiz. Republikaner" unterm 28. Dezember 1830 schreibt: "Sein gutes Gemüt verschaffte ihm bei seinem öffentlichen Auftreten allgemein den Namen 'Vater Fischer', während andere ihn mit der Benennung 'Bauernkönig' hinabzuwürdigen suchen. Dass peinliches Rachegefühl und Ämtleinsucht seinem Herzen fremd sind, hat er genug bewiesen."[13]

Ebenfalls im Gegensatz zu Addrich ist H. Fischer zur Zeit des Aufstandes, wie er es selbst sagt, mit einer "zärtlich geliebten Frau" verheiratet und glücklicher Vater von "sechs physisch und geistig wohlgeborenen Kindern"[14], während Addrichs Familie nur aus einer einzigen, auf den Tod kranken Tochter und einer Nichte besteht.

Zwei Jahrzehnte später wird sich aber Fischer dem Addrich sehr nahe fühlen, wenn er, nach dem Tode seines einzigen Sohnes, den er, von Frau und Töchtern getrennt, allein aufgezogen hatte, schreibt: "Im Himmel, bei Gott, sind nun meine männlichen Nachkommen[15] – bei ihrem eigentlichen Vater – nun stehe ich, gleich einem alten Eichenstamme, entlaubt da."[16]

Von Addrich, der vor seiner sterbenden Tochter steht, sagt Zschokke: "Addrich, in dieser Gebeugtheit, glich einer weiland stolzen und unempfindlichen Eiche, die, vom Donner gebrochen, ihr welkes Laub nun bei jedem Lüftchen zittern lässt" (S. 54). Zschokke vergleicht seinen Addrich mit dem Hiob, wenn er den Fabian sagen lässt: "Deine alte Schwermut will dich überfallen und martern, in der du, wie Hiob, an Gott und Menschen verzagest und deinen Tag verfluchst" (S. 126).

Addrich hingegen wehrt sich gegen diesen Vergleich; er fühlt sich noch schwerer geprüft als der biblische Hiob: "Ich bin kein Hiob. Dieser Mann vom Lande Uz hatte seine Wohltage genossen, und, wenn auch verloren, doch nach Wehtagen wieder empfangen. Ich aber habe die meinigen nie gesehen und werde sie nie sehen ..." (S. 126). Addrich ist in der Tat von Zschokke dargestellt worden als ein Mensch, der von Geburt an immer vom Unglück verfolgt wurde.

H. Fischer nimmt seinerseits den Vergleich mit Hiob auf. Er, der viel an Glück und Ehrungen empfangen hatte und sich als gläubiger Mensch dem Willen Gottes fügen will, fährt im schon erwähnten Brief nach des Sohnes Tod fort: "Gott hat mir Eltern, Geschwister, Weib und Kinder gegeben, er hat sie mir genommen, und ich hoffe, er wird sie mir, Job, wieder geben, alles nur nach seinem, nicht nach meinem Willen."

Mögen nun die Situationen im Roman und im Leben des Heinrich Fischer ähnlich oder gegensätzlich verlaufen sein, in der Gefühlswelt und im Stil ist eine Parallele doch unverkennbar! H. Fischer hatte sich in seiner religiösen Entwicklung immer mehr von der kirchlichen Geprägtheit seiner Familie und seiner näheren Heimat entfernt und war in offenen Widerspruch zum Pfarrer von Merenschwand geraten[17].

Auch in dieser Hinsicht mag sich Fischer mit Addrich identifiziert haben, der von sich sagt: "Weil ich des Pfarrers Deutsch-Latein auf

der Kanzel nicht anhören will, macht man mich zum Atheisten" (S. 61).

Die auffallendsten Parallelen zwischen dem Zschokkeschen Romanhelden Addrich und Heinrich Fischer finden wir in Fischers alten Tagen und in seinem tragischen Ende.

Heinrich Fischer ist in den 20 Jahren seiner Zurückgezogenheit in Lenzburg immer mehr zum schwermütigen, misstrauischen Eigenbrötler geworden. Er hat wohl die Tragik der Rolle, die er bei der Erringung einer freiheitlichen Verfassung gespielt hat, zutiefst eingesehen und war nirgendwo mehr beheimatet, nicht in der Familie, die für ihn die Vergangenheit darstellte, aus der er sich unwiderruflich entfernt hatte, nicht in der politisch-gesellschaftlichen Atmosphäre der Jahrzehnte nach 1830, in der er sich immer weniger wohl fühlen musste, wie es 1836 das freiwillige Niederlegen des Grossrats-Mandates beweist.

Diese innere Heimatlosigkeit vermochte Fischer nach dem Verlust des Sohnes, der ihm alles bedeutet hatte, kaum mehr zu ertragen, und er liess Andeutungen hören, wie "er werde enden, bevor man's erwarte."[18] Addrichs Worte (S. 170) mögen auch Fischers Seelenzustand ausgedrückt haben: "Wer gibt mir Ersatz für den Schmerz, in dieser Welt wohnen zu müssen, an sie wider Willen gebunden zu sein? Fabian, ich hasse das Leben, aber in mir sträubt sich's, es zu verlassen."

Ob das tragische Ende H. Fischers sich nach dem Vorbild Addrichs abgespielt habe, ist natürlich reine Vermutung; doch es lohnt sich, darauf hinzuweisen, dass man auch bei H. Fischer annehmen könnte, er sei den Seinen eine Last gewesen und habe mit seiner Gegenwart das neue Glück der jungen Generation nicht stören wollen. Heinrich Fischer hatte nämlich nach dem Verkauf seines Lenzburger Heimwesens 1854 (wo er sich in einer Dachkammer lebenslängliches Wohnrecht ausbedungen hatte) immer wieder wochenweise bei seiner Frau und den Töchtern in Merenschwand gewohnt. Aus dem Brief der Tochter Josefine geht hervor, dass ihr Vater kurz vor dem Verschwinden zu Hause in Merenschwand geweilt hatte[19].

In Zschokkes Roman verschwindet Addrich, nachdem seine Nichte Faneli den totgeglaubten Gatten, den sie kurz vor Kriegsausbruch geehelicht hatte, und ihren eigenen Vater, Addrichs Bruder, nach langer Trennung wiederfindet.

Während dieser frohen Wiedersehens-Szene im Gebirge lässt Zschokke den Addrich einfach "im Nebel verschwinden" (S. 305). Nach der Bemerkung Fabians, "... den Unglücklichen drückt die Seligkeit der

Glücklichen...", endet der Roman folgendermassen: "Nach drei Tagen kam zu Don Nardo (Addrichs Bruder) Botschaft. Man hatte den Leichnam eines Greises in einem Abgrund gefunden, in welchen derselbe von einer schroffen Felswand, vielleicht in den Nebeln verirrt, herabgestürzt war. Don Nardo verschwieg, was er wusste, um den Himmel seiner Kinder nicht zu trüben. Er offenbarte ihnen erst lange nachher auf seinem Schloss am Rhein Addrichs Ausgang."

Heinrich Fischers Tochter Josefine, das einzige seiner damals noch lebenden Kinder[20], das selbst eine Familie gründen sollte, hatte sich am 27. Mai 1861 in der Klosterkirche von St. Katharinental mit dem jungen Fürsprech Carl Rogg, dem Sohn des dortigen Klosterverwalters, verehelicht[21]. Der Schwiegersohn Fischers war damals schon thurgauischer Kantonsrat des Kreises Diessenhofen. Der Hochzeit hatte Fischer nicht beigewohnt, wie aus der noch erhaltenen Gästeliste hervorgeht. Mit welchen Gefühlen sah wohl Fischer das Glück des jungen Paares? Der Schwiegersohn stammte aus einer durch ihre kirchliche Gesinnung bekannten Frauenfelder Familie[22], und die Jungverheirateten siedelten sich nach der Hochzeitsreise, die sie u.a. nach München geführt hatte, im "Stadtschreiberhaus" in Frauenfeld an. Noch während der "Flitterwochen" sandte H. Fischer vor dem 20. Juni einen Brief nach Frauenfeld, in dem er seinen Besuch ankündigte und in einem besonderen Briefumschlag die Schlüssel zu seinem grossen Koffer beilegte, den er demnächst abschicken werde. Josefine, die über diesen Besuch nicht gerade erfreut war, erhielt um den 20. Juni herum wirklich die besagten Schlüssel und den Koffer. Der Besitzer des Koffers jedoch blieb von da an verschollen.

Eine weitere Erzählung Zschokkes ruft Assoziationen zu Heinrich Fischers Leben hervor: "Der Freihof von Aarau".

"Freihof", so nannte Heinrich Fischer seine neue Wohnstatt im Lenzhardfeld nahe dem alten Städtchen Lenzburg. Der Name des Hauses, das 1838 gebaut wurde, ist sicher von Zschokkes gleichnamigem Roman inspiriert worden. Die Erklärung, die Zschokke für den Namen "Freihof" gibt, muss auf Fischers damalige seelische Verfassung anziehend gewirkt haben:

"Zu jener Zeit hatte man in mehreren Städten 'Freihöfe', wo jeder verfolgte Unglückliche Zuflucht und Sicherheit fand" (S. 37).

Auch in dieser Erzählung, die sich im 15. Jahrhundert, zur Zeit des alten Zürichkrieges abspielt, gibt es bürgerkriegähnliche Wirren, doch diesmal geht es um den Gegensatz von Bürgern und Junkern, denn es

sind die mit Bern verbündeten Bürger der aargauischen Städtchen und die Eidgenossen der Alten Orte, die gegenüber den Österreich wohlgesinnten Adeligen und der abtrünnigen Stadt Zürich ihre Rechte wahren.

Zschokke, der als "Volkserzieher" in den historischen Erzählungen gerne seine Ansichten verbreitet, lässt die Helden seines Romans Gedanken äussern, die auf eifrige Leser wohl nicht ohne Einfluss blieben.

Auf S. 45 wird von einem Spielmann folgendes Lied gesungen:

> "Sind die Herren nicht Götzen mehr,
> stehen Klöster und Burgen leer,
> sind die Dörfer den Städten gleich,
> kommt auf Erden das Himmelreich."

Der Lollhard, ein Schwarmgeist und Eremit ganz eigener Prägung, spricht Gedanken aus, die Zschokke sehr am Herzen liegen und die man in den späteren Lebensjahren ohne weiteres Heinrich Fischer in den Mund legen könnte: "Der Geist erweckt mich zum wahren, inneren Leben... ja, erhob mich und nahm die arme Veronika (seine Tochter) aus dem Kloster, aus den Klauen des ehebrecherischen Rom..." (S. 122). "Ihr habt keinen Gottesdienst, sondern Kirchen- und Priesterdienst; ich habe Gott, Gott hat mich ... Gott ist in allen Gestaltungen, im Seraph, im Baum, in dem verachteten Insekt..." (S. 123).

Diese und andere Äusserungen des Lollhard, alias Junker Jörg, sind ein Schlüssel zu Heinrich Fischers religiöser Gefühlswelt, in die er, nach Entfernung von seiner kirchlichen Herkunft, immer mehr hineinwuchs und die ihn zu leidenschaftlichen Ausbrüchen gegen die Klöster hinreissen liess, wie wir sie im Brief an Tanner vom 9. Mai 1841 lesen können: "... Also will man unseren Gehorsam, unsre Geduld, unsere gebrachten Opfer, unsere und unsrer Weib und Kinder Sorge, Angst und Leiden aller Art, die wir der Klöster wegen getragen haben, belohnen und entschädigen? ... Um des schönen Aargaus, um des Vaterlandes, um der guten Sache, um des Rechts, um der Wahrheit willen bitte ich Dich ..., macht Euch, Ihr Freunde der Freiheit und des Rechts, hinauf, vor den Geist dessen, der aller Menschen Handlungen, Herzen und Stirne durchforschet, und prüfet, dort angelangt, behandelt die klösterlichen Lasteranstalten!!! und Ihr werdet nicht irren."[23]

Auf S. 208 sagt Junker Jörg zu Rüdiger, der einen Teil seines Vermögens einem armen Frauenkloster vermachen will: "Trage den Schatz auf die Brücke und stürze ihn der gefrässigen Aar in den Rachen, dann hast du noch ein besseres Werk getan. O Rüdiger, wie bist du blinden Gei-

stes, dass du dem, *was untergehen* soll, neue Stützen bringen willst. Was nennst du Kirche? Es ist nicht mehr die Gemeinschaft der Heiligen auf Erden um den Thron des Allvaters im Welttempel, darin Christus gepredigt hat, sondern es ist der Kerker und die Gefangenschaft geblendeter Menschen unter der Hoheit selbstsüchtiger, leichtfertiger Priester... O wie bist du irrigen Glaubens, Rüdiger, dass du die Kinder des Landes dem Bel zu Babel opferst und dem arbeitsamen Volk den Bissen raubst, um das faule Fleisch der Mönche und Nonnen zu mästen..."

Im "Freihof von Aarau" ist es der alte Rüdiger, der uns an Heinrich Fischer in seinen späteren Jahren gemahnt. Rüdiger, der Besitzer des Freihofs in Aarau, ist "trübselig", "lässt keine Seele vor sich", ... "es treibt ihn eine innere Unruhe", alles Charaktereigenschaften Fischers, wie sie in den Briefen seiner Angehörigen geschildert werden.

Rüdiger übergibt seinem Sohn seinen gesamten Besitz und sagt: "Ich habe ein heiliges Werk zu verrichten, ich soll das Gelübde erfüllen und mich entsündigen, ehe ich zu den Vätern gehe" (S. 52). – "Ich habe eine grosse Reise vor und weiss nicht, wann ich zurück komme" (S. 51).

Heinrich Fischers letzte Worte an seine Angehörigen lauten ganz ähnlich. Der Brief an den Schwiegersohn, der mit den Schlüsseln zum Koffer im Juni 1861 nach Frauenfeld geschickt wurde, hat folgenden Inhalt: "Hiemit übersende Ihnen den Rest meiner zeitlichen Güter in meinem Koffer. Für meine grosse Reise, die ich, ohne länger zu zögern (und die Christus auch gemacht hat), habe ich Geld im Überfluss. Lebt wohl, und der Friede sei mit Ihnen und mit Ihrer Frau Josefine Fischer, so lange Ihr lebet."

Dieser letzte Brief Heinrich Fischers ist eingenartigerweise nicht erhalten geblieben. Er wird aber wörtlich zitiert im schon erwähnten Brief von Josefine Rogg-Fischer an ihre Schwester Caroline vom 25. Juni 1861.

So bleibt, trotz der Parallelen in den zwei Erzählungen Zschokkes, die Heinrich Fischers Gemütsleben stark beeinflussten, die Frage offen, ob der Verschollene sich tatsächlich auf eine Reise, eventuell ins Heilige Land, aufgemacht habe, oder ob "die Reise" bildlich gemeint sei, und er irgendwo, vielleicht wie Addrich im Gebirge, den Tod gesucht hat.

Sicher wollte Heinrich Fischer, dass seine Angehörigen nicht vor das Dilemma gestellt würden, in welcher Religion man ihn beerdigen solle, und sicher wollte er, der sich von Kirche, Gesellschaft, Politik zurückgezogen hatte, verhindern, dass an seinem Grab alte Streitigkeiten in seiner trotz allem geliebten Heimat wiederaufflammen könnten.

## *Anmerkungen*

1 Aarau 1842, S. 321: "H. Fischer, ein schlichter, sehr redlicher Republikaner, nicht ohne Bildung, durch keinerlei Ehrgeiz, wie die Folge zeigte, sondern durch Volksliebe zu seiner Rolle im allgemeinen Aufstand getrieben..."

2 Schweizer Rundschau 1913/14, Heft 3, S. 14.

3 In: Heinrich Zschokkes Novellen, 1. Bd., o.J. Th. Knaur, Berlin/Leipzig.

4 Sauerländer, Aarau 1873 (ich zitiere im folgenden nach diesen Ausgaben).

5 Briefsammlung Zschokke, zitiert bei Schaffroth, S. 137.

6 Paul Schaffroth, Heinrich Zschokke als Politiker und Publizist während der Restauration und Regeneration, in: Argovia 61, Aarau 1941, S. 140 und 141.

7 § 9. "Es soll niemand zu einem durch die Verfassung aufgestellten Staatsamt gelangen können, wenn er nicht weltlichen Standes und entweder durch Geburt ein Staatsbürger des Kantons Aargau ist, oder sofern er ein geborener Schweizer, seit sechs Jahren das Kantonsbürgerrecht besessen und ausgeübt hat."

8 Dekret vom 7. November 1835.

9 Lebensbilder aus dem Aargau, S. 94 (Meinung von C. Günther), Aarau 1953.

10 Schweiz. Republikaner 1830, Beilage Nr. 6.

11 Hans Franz Nägeli, in: Helvetia 1833, S. 21.

12 Adolf Maurer, Der Freiämtersturm und die liberale Umwälzung im Aargau in den Jahren 1830 und 1831, Reinach 1911, S. 58, Anm. 2. (Als Gewährsmann für diesen Ausspruch Fischers zitiert Mauser Müller-Friedberg, Schweizerische Annalen, Bd. II, Zürich 1833, S. 226 ff.).

13 Beilage Nr. 6.

14 Aarg. Zeitblätter 1831, Nr. 15, 16. Die Rede ist als Beilage nach S.128 neu numeriert, S. 7. Rede von Grossrat Heinrich Fischer von Merischwand vom 23. Juni 1831: "... ungewiss für mein künftiges Schicksal, für Leben, Familie und Vermögen, verliess ich eine zärtlich geliebte Gattin, ich verliess sechs physisch und geistig gut geborene Kinder, die mir näher liegen als mein eigenes Leben; ich verliess ein ausgezeichnet schönes Landgut und ein Vermögen, das genügend hinreicht, um mit meiner Familie im Wohlstand zu leben."

15 Der erste Sohn, Franz Xaver, war schon 1822 im Alter von 4 Jahren gestorben.

16 Brief an Frau und Töchter vom 19. Mai 1853.

17 Michael Groth, Pfarrer und Dekan von Merenschwand (von 1821 bis zu seinem Tod 1855), der im kirchenpolitischen Kampf eine führende Rolle gespielt und für seine überzeugte Haltung Kerker und hohe Geldstrafen auf sich genommen hat.

18 Büchi, S. 15. Büchi, der Gatte von Heinrich Fischers Enkelin Marie Rogg, hatte die drei Töchter Fischers noch persönlich gekannt (Chorfrau Johanna Henrica, gestorben 1898, Caroline Fischer, gestorben 1909, Josefine Rogg-Fischer, gestorben 1898).

19 Brief von Josefine Rogg-Fischer aus Frauenfeld an ihre Schwester Caroline vom 25. Juni 1861.

20 Von Fischers 10 Kindern waren 3 im zarten Kindesalter und 3 in der Blüte der Jugend, Marie 1852, Johann 1853, Babette 1856, gestorben.

21 Dort lebte Fischers älteste Tochter Nanette seit 1845 als Chorfrau Johanna Henrica.

22 Aus der Familie der Rogg stammen mehrere Frauenfelder Schultheissen, Landschreiber, Stadtschreiber und andere Magistraten.

23 Der Brief an Tanner befindet sich im Staatsarchiv Aarau und wurde abgedruckt in einem Artikel von H. Rohr in den "Lenzburger Neujahrsblättern" 1954, S. 44/45.